

Lurleen Klenewig

Das kleine Haus am Deich

Ein Nordsee-Roman

Leseprobe



FOREVER 

Die Autorin



Lurleen Kleinewig, geboren 1975 im niedersächsischen Langenhagen, ist seit ihrer Kindheit von Pferden fasziniert. Bereits als Teenagerin schrieb sie ihr erstes Manuskript für einen Roman, in dem sie ihre Leidenschaft für Irland zum Ausdruck brachte, die sie bis heute nicht losgelassen hat. Nach einem Studium der Germanistik und Anglistik wechselte sie zum Tourismus und bewarb jahrelang ihre Wahlheimat Ostfriesland als Feriengebiet. Sie blieb ihrer Liebe zum Lesen und Schreiben treu, betrieb einen Blog und veröffentlicht als Hobbyautorin regelmäßig Fachartikel in einem lokalen Tierschutzmagazin. Sie lebt heute mit sechs Katzen und einem Pferd in ihrem eigenen „Minihaus“ im Nordharz.

Das Buch

Das Glück wartet hinterm Deich

Die 34-jährige Róisín, halb Irin, halb Ostfriesin, steht vor den Scherben ihrer Ehe. Von einem Tag auf den anderen hat ihr Mann ihr eröffnet, dass er sie nicht mehr liebt. Zum Glück kennt ihr bester Freund Sean die Lösung für den Neuanfang: Er vermietet Róisín und ihren Katzen sein winziges Häuschen mit verwildertem Garten in Ostfriesland. Das Minihaus, wie sie es tauft, ist der einzige Lichtblick in ihrem tristen All-

tag. Um Róisín auf andere Gedanken zu bringen, stellt Sean ihr seinen attraktiven Kumpel Enda vor. Der ist gebürtiger Ire und hat gerade einen alten Hof in der Nähe gekauft, auf dem er Pferde gewaltfrei ausbilden möchte. Mit Endas Hilfe lernt Róisín das Leben wieder zu schätzen. Doch obwohl die beiden von Anfang an eine besondere Vertrautheit verbindet, ist Róisín sich nicht sicher, ob sie es schafft, die Vergangenheit hinter sich zu lassen und ihr Herz neu zu öffnen ...

Lurleen Kleinewig

Das kleine Haus am Deich

Ein Nordsee-Roman

 FOREVER 

Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever
Forever ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Januar 2019 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2019
Umschlaggestaltung:
zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat
E-Book powered by pepyrus.com

ISBN 978-3-95818-410-7

Kapitel 1



Ich heiße Risn. Das ist irisch und bedeutet »kleine Rose«. Ich bin vierunddreig, halb Irin, halb Ostfriesin, und mein Leben – oder zumindest der Teil davon, der meine Ehe betrifft – ist nur noch ein Haufen Schrott und Asche.

Als ich ungefhr fünf war, war das mein Lieblingsausdruck. Wenn etwas kaputtging oder mir nicht mehr gefiel, dann nannte ich es »Schrott und Asche«. Dass meine eigene Ehe irgendwann ein Schrotthaufen sein würde, wäre mir als Kind glücklicherweise nie in den Sinn gekommen. Jedenfalls, das ist die Kurzfassung.

Mittlerweile gibt es den einen oder anderen Silberstreif am Horizont, womit ich schon fast nicht mehr gerechnet hätte. Vielleicht ist auch bloß genügend Zeit vergangen, die ja angeblich alle Wunden heilt. Ha! Was für ein zynischer Schwachsinn. Ich behaupte, Zeit macht es höchstens leichter, mit den Wunden zu leben. Weil man sich an sie gewöhnt. So sieht's aus.

Vor einer Woche bin ich in ein winziges Haus mit einem verwilderten Garten gezogen, das ich unbegreiflicherweise mieten konnte. Unbegreiflich deshalb, weil ich in der Regel nicht so viel Glück habe. Wenn man sich etwas schon sehr lange wünscht und es nie bekommt, dann hört man irgendwann auf, an die Erfüllung dieses Wunsches zu glauben. Desillusioniert ist das richtige Wort dafür, schtze ich. Desillusioniert ist *mein* Wort! Und nun ist das Wunder wahr geworden: Simsalabim, da ist das Häuschen, ganz für mich allein. Obwohl der Plan eigentlich immer auch den dazu passenden Ehemann vorsah. Aber anscheinend kann ich nicht

beides haben.

Das Universum hat echt einen seltsamen Humor. Wenn es dir etwas wegnimmt, gibt es dir dafür etwas anderes. Nicht unbedingt exakt das, was du dir in diesem Moment erträumst, aber immerhin. Friss oder stirb, und dann mach das Beste draus.

Das Haus gehört einem Freund von mir namens Sean. In den vergangenen Jahren hatte ein älteres Ehepaar darin gelebt, doch die beiden waren vor Kurzem ins Altersheim übersiedelt. Zurück blieben reichlich verwohnte, nikotingelbe Räume und ein alter Kater, der im Geräteschuppen hauste und mich von der ersten Sekunde an mied wie der Teufel das Weihwasser.

»Tu mir einen Gefallen«, bat Sean mich bei der ersten Besichtigung, als ich mit großen Augen die schiefen Wände, das tiefgezogene Dach und den in Pink- und Lilatönen blühenden Garten bestaunte. »Stell es dir vor, wie es aussieht, wenn ich hier erst mal eine Putzkolonie und die Maler durchgejagt habe, ja? Ich brauche jemanden, der sich ein bisschen um das Haus kümmert. Und um den Garten natürlich. Der alles in Schuss hält. Die beiden Alten haben am Ende überhaupt nichts mehr getan außer im Sessel zu sitzen und wie die Schlote zu qualmen. Kaum zu glauben, dass sie überhaupt noch leben.«

Er verzog säuerlich das Gesicht, während mein Herz einen Luftsprung machte und jubelte. Zum ersten Mal seit ich weiß nicht wann fühlte ich etwas anderes als Traurigkeit oder Wut. Euphorie, das traf es ziemlich gut.

Aufgeregt wandte ich mich an Sean: »Ich nehme es. Mach mir einen vernünftigen Preis, und ich miete es auf der Stelle!«

Jetzt war es an Sean, mich erstaunt anzustarren. »Den auch?«, fragte er und zeigte auf den struppigen schwarz-weißen Kater, der gerade durch den Garten schlich und dabei einen möglichst großen Bogen um uns schlug. Sein Blick drückte abgrundtiefe

Verachtung aus.

»Natürlich«, erwiderte ich ungeduldig. »So ein altes Tier kann man doch nicht mehr umsiedeln.«

Ich war vernarrt in Katzen. Mein eigener Bestand war vor Kurzem von fünf auf drei Tiere geschrumpft – ein weiterer trauriger Meilenstein in einem durch und durch beschissenen Jahr. Zwei Katzen innerhalb von acht Wochen unerwartet zu verlieren, war an sich schon mehr, als ein Mensch ertragen konnte, aber im Kielwasser meiner kürzlich gescheiterten Ehe brachte es mich fast um den Verstand. Mein Leben fiel in sich zusammen wie eine Sandburg. Einer nach dem anderen schien mich zu verlassen.

Aber ich bekam mein Haus. Das Minihaus, wie ich es im Stillen taufte, gerade mal sechzig Quadratmeter groß. Das hielt mich aufrecht. Auf meine Bitte hin ließ Sean es drinnen komplett weiß streichen. Die alten Fußbodendielen bekamen eine Generalüberholung, ebenso das Badezimmer, das eindeutig noch aus den Siebzigern stammte. In die lila Kacheln an den Wänden war ich sofort verknallt und verbot Sean, sie anzurühren. Dafür kümmerte er sich höchst selbst um tropfende Wasserhähne und undichte Fenster. Und schließlich war es so weit: Ich konnte einziehen.

Dass ich zuvor die riesige Altbauwohnung, die ich jahrelang gemeinsam mit meinem Mann bewohnt hatte, quasi im Alleingang auflösen musste, verschwieg ich Sean. Ebenso, dass jedes Treffen mit meinem Ex in Geschrei und Tränen endete. Vermutlich konnte er sich das selbst zusammenreimen.

Dabei gab es nicht mal Streit um Möbel, Bücher oder Küchengeräte. Wir konnten einfach nicht mehr miteinander reden, und das war eigentlich das Schlimmste. Wenn ich Marco vorwarf, dass er sich fernhielt und mir die Drecksarbeit überließ, brüllte er mich an, dass er meine ewigen Anschuldigungen satthätte. Und

schon steckten wir mitten in der schönsten Grundsatzdiskussion. Es war wie ein Albtraum.

Die Organisation meines eigenen Umzugs hatte mich meine letzte Kraft gekostet. Ich schaffte es gerade noch, einen Heulkampf abzuwenden, als sich nach der letzten Möbelfuhre Kisten und Kartons unter freiem Himmel türmten und sich ein Wolkenbruch ankündigte. Im Minihaus war nicht mehr genügend Platz, und das war im wahrsten Sinne des Wortes der Tropfen, der das Fass – beinahe – zum Überlaufen brachte.

Sean, der wie meine Schwester und einige wenige alte Freunde zum Helfen gekommen war, sah meinen verzweifelten Gesichtsausdruck und stellte sich mir in den Weg. »Hey«, sagte er eindringlich. »Es ist nur Wasser! Alles halb so wild.«

Ich starrte ihn an und fragte mich, was zur Hölle ich hier eigentlich tat. Ich wollte das alles nicht. Ich wollte nicht allein in diesem Haus leben, nicht ohne meinen Mann. Ich hatte das wilde Bedürfnis, alles rückgängig zu machen, damit mein Leben wieder war wie früher.

Stattdessen musste ich es durchziehen. Diesen mörderischen Tag hinter mich bringen. Ich hatte keine Wahl; es gab keinen Ausweg, kein Schlupfloch zurück in die Vergangenheit. Das Ganze war so endgültig wie der Tod, und ich war nur einen Atemzug davon entfernt, zusammenzubrechen und zu brüllen wie ein sterbendes Tier. Aber irgendwie schaffte ich es, mich noch einmal am Riemen zu reißen. Wahrscheinlich war es nur der Anwesenheit meiner Helfer zu verdanken, dass ich durchhielt.

Der Umzug war nun eine Woche her. Ich hatte mich beruhigt und meine Nerven wieder einigermaßen im Griff. Der Gedanke, allein im Minihaus zu wohnen, verursachte mir keine Erststüchungsanfälle mehr. Es war Samstagmorgen, die Sonne schien, und ich hatte ein langes freies Wochenende vor mir, das ich ganz

in Ruhe beginnen wollte.

Mit einem Pott Kaffee in der Hand und noch im Nachtschirt schlurfte ich durch die Hintertür auf die Terrasse hinaus und ließ mich in einen der alten Holzstühle fallen, die noch von den Vormietern stammten. Es war Anfang Juni und herrlich warm. Ich schloss die Augen und kostete ein paar Minuten lang den unglaublichen Luxus aus, dass ich hier in meinem eigenen Garten hinter meinem eigenen Haus sitzen und tun und lassen konnte, was ich wollte. Auch wenn alles nur gemietet war – das Minihaus schien auf mich gewartet zu haben. Es war wie für mich gemacht.

Hierfür würde ich Sean ewig dankbar sein, selbst wenn ich noch vor einer Woche ganz und gar nicht den Anschein erweckt hatte. Als ich ihm das sagte, wollte er nichts davon hören.

»Wir Iren müssen zusammenhalten«, hatte er auf Englisch im breitesten Kerry-Dialekt genuschelt und mir grinsend auf die Schulter geklopft. Doch ich wusste, dass er es nicht nur deswegen getan hatte. Sean war eine gute Seele, auch wenn man das hinter seiner robusten, rotblonden Paddy-aus-Irland-Fassade nicht unbedingt vermutete. In Wahrheit hieß er auch gar nicht Sean, sondern Sven und war ein waschechter Ostfrieser, aber dazu später mehr.

Ich kannte ihn erst seit einem guten halben Jahr. Damals hatte er gerade die reichlich heruntergekommene Kneipe im alten Bahnhof übernommen und einen zünftigen irischen Pub daraus gemacht, in dem ich mich nach der Trennung von Marco jedes Wochenende systematisch volllaufen ließ. Dabei kam ich mit Sean ins Gespräch. Er konnte es kaum fassen, mitten in der ostfriesischen Provinz eine echte Irin – na ja, Halbirin – zu treffen.

Wir hatten einander unsere verworrenen Familiengeschichten erzählt, während er Bier zapfte und ich mich meinem Wodka-O widmete. Und auch als ich mein Leben wieder so weit unter

Kontrolle hatte, dass ich mich nicht mehr jeden Samstagabend bis kurz vorm Filmriss betrank, hatte ich die Gewohnheit beibehalten, Sean mindestens einmal die Woche im Pub zu besuchen. Er gab mir ein leises Gefühl von Geborgenheit, so als würde ich bei einem Familienmitglied im Wohnzimmer sitzen und über die Ereignisse der Woche plaudern.

Ein unwirsches, lang gezogenes Maunzen unterbrach meine Gedanken. Ich blickte auf und entdeckte den alten schwarz-weißen Kater der Vormieter, den ich Fred getauft hatte. Er stand nur zwei Meter von meinem Gartenstuhl entfernt und starrte mich missbilligend an. Mittlerweile hatte er zwar begriffen, dass er bei mir gefüttert wurde wie ein König, aber das bedeutete noch lange nicht, dass ich ihn anfassen durfte. Im Gegenteil, seinem Blick nach zu urteilen hielt er mich für eine niedere Spezies, gerade gut genug, ihm erlesene Speisen zu kredenzen. Ich vergötterte ihn jetzt schon.

»Hi, kleiner Opa. Du kannst doch nicht schon wieder Hunger haben?«

Da ich wusste, dass er sein misstönendes Altmänner-Miauen erst einstellen würde, wenn ich seinen Futternapf frisch gefüllt hatte, schnappte ich mir meinen leeren Kaffeepott und begab mich in die Küche, um uns beide zu versorgen. Der Kater folgte mir bis zur offenen Hintertür und blieb dort stehen. Freiwillig setzte er keinen Fuß ins Haus, aber ich wusste, das konnte sich noch ändern. Vorläufig hatte ich ihm in einer geschützten Ecke der Terrasse einen Futterplatz eingerichtet. Auch sein altes Lager im Geräteschuppen hatte ich durch neue Schlafplätze ersetzt, inklusive eines luxuriösen Katzenbettchens auf der ehemaligen Werkbank unter dem Fenster. Dort lag Fred gern in der Sonne und hielt Hof, wie ich beobachtet hatte.

Meine eigenen drei Katzen Hilde, Wilma und Leli lungerten wie zufällig in der schmalen Küche herum. Sie belagerten die beiden Fensterbänke und starrten immer wieder misstrauisch nach draußen, weil sie den Feind in Form von Fred im Auge behalten wollten. Vor die Tür traute sich keine von ihnen, aber lange konnte es nicht mehr dauern, bis sie der Versuchung nachgaben.

Ich war schon immer eine »Crazy Cat Lady« gewesen. Da wiederholt Katzen aus dem Tierschutz bei mir hängen blieben, die keine Chance auf Vermittlung hatten, wuchs ihre Anzahl im Laufe der Jahre. Marco fand meinen Katzenfimmel stets ein bisschen übertrieben. Für ihn hätte es auch eine Katze im Haushalt getan, alles andere hielt er für spleenig.

Marco hasste es, aus der Reihe zu tanzen. Alles, was abwich von dem, was gemeinhin als normal galt, war ihm ein Gräuel. Doch in diesem Punkt ließ ich nicht mit mir reden. Heute war ich froh, seinem Gemurre nie nachgegeben zu haben, denn ohne meine pelzigen Seelentröster hätte ich unsere Trennung nicht überlebt.

Nachdem ich den Kater gefüttert und mir selbst frischen Kaffee gemacht hatte, setzte ich mich mit dem Handy an den Küchentisch, um eine Einkaufsliste zu schreiben. Es war schon fast elf Uhr, und ich hatte noch nicht mal geduscht; der Kühlschrank war so gut wie leer, und ich musste noch in den Baumarkt. Am Abend wollte ich dann bei Sean im Pub vorbeischauen.

Ganz automatisch und ungefähr zum hundertsten Mal an diesem Tag öffnete ich WhatsApp, um nachzuschauen, ob Marco mir in der Zwischenzeit geschrieben hatte. Keine neuen Nachrichten – was ich längst wusste, denn ich hätte sie sonst natürlich in der Vorschau auf dem Display entdeckt. Dieses ständige Nachsehen war wie ein Zwang und frustrierte und deprimierte mich glei-

chermaßen. Genervt legte ich das Handy auf den Tisch und ging duschen, um mich abzulenken und endlich etwas Produktives zu tun.

Es war über sechs Monate her, seit mein Mann mich verlassen hatte, und ich war nicht mal annähernd bereit zu akzeptieren, dass es wirklich endgültig aus war zwischen uns. Ehrlich gesagt, konnte ich noch immer nicht fassen, dass wir überhaupt getrennt waren. Dass unsere Ehe, unsere Beziehung so ganz und gar hatte schiefgehen können.

Wenn ich mich zurückerinnerte, war unsere Liebe einmal so groß gewesen wie das Universum. Und ebenso einzigartig. Sie konnte nicht einfach tot und vergangen sein. Zumindest weigerte ich mich, das zu glauben. Wir hatten noch nicht über Scheidung gesprochen. Dieses Thema mieden wir beide, wenn auch vermutlich aus unterschiedlichen Gründen. Aber wenn ich ehrlich zu mir selbst war, was selten geschah, gab es nicht das kleinste, nicht das geringste Anzeichen dafür, dass Marco beabsichtigte, zu mir zurückzukehren.

»Ich liebe dich nicht mehr«, hatte er an einem Abend im vergangenen Herbst zu mir gesagt, nachdem er mir eröffnet hatte, dass er darüber nachdachte, sich von mir zu trennen. Er klang halb resigniert, halb verzweifelt. »Schon lange nicht mehr. Diese Ehe ist wie ein Gefängnis. Ich langweile mich und fühle mich eingesperrt. Offen gestanden will ich nur noch weg.«

Aber ich liebe dich noch, wollte ich ihm ins Gesicht schreien, doch ich bekam keinen Ton heraus, weil seine Worte so furchtbar wehtaten und ich nicht glauben konnte, dass er wirklich meinte, was er sagte. Es war unmöglich, dass er mich nicht mehr liebte. Wir waren Seelenverwandte. Unsere Liebe war unzerstörbar. Wir hatten vor zehn Jahren geheiratet, weil wir beide es aus ganzem Herzen wollten.

Und doch war es ihm ernst. Er war nicht mit Absicht grausam, doch er hatte sich längst von mir entfernt, und ich hatte es nicht bemerkt. Oder die Augen davor verschlossen. Wie sonst hatte es so weit kommen können? Ich hätte bis zum letzten Atemzug um unsere Ehe gekämpft, denn ich konnte und wollte nicht ohne ihn leben. Allein der Gedanke löste Panik in mir aus. Wenn er mich verließ, würde ich sterben. Ich war bereit, alles zu ändern, und damit meinte ich wirklich alles. Aber er wollte nicht. Nicht mehr. Ungefähr sechs Wochen und zahllose Streits später, inklusive nächtlicher Diskussionen, halbherziger Annäherungsversuche und dramatischer Szenen, zog er aus.

Seit er fort war, herrschte in meinem Inneren eine Art Ausnahmezustand, der einfach nicht enden wollte. Die irrationale, emotional gesteuerte Róisín benahm sich wie eine angekettete Verrückte: Sie wand sich, lärmte, argumentierte wirr und weigerte sich eisern, ihre Situation zu akzeptieren.

Dieser Zustand zerstörte mich. Er fraß mich bei lebendigem Leib auf, doch es gab nichts, was ich tun konnte, um ihn zu beenden. Die Sehnsucht nach Marco behielt Tag und Nacht die Oberhand. Ich wollte ihn um jeden Preis zurückhaben, denn ohne ihn an meiner Seite war mein Leben nichts wert. Ich war nichts wert. Davon war ich felsenfest überzeugt.

Es wurde kein guter Tag. Beim Einkaufen traf ich ein Paar aus Marcos und meinem Freundeskreis. Ich erstarrte förmlich zur Salzsäule, als ich die beiden entdeckte – und sie mich. Mit Begegnungen dieser Art konnte ich zurzeit nicht besonders gut umgehen, weil sie mich zu sehr an die Vergangenheit erinnerten und an das, was nicht mehr war. Hinzu kam, dass ich mich verstellen und gute Miene zum bösen Spiel machen musste, wenn ich die Form wahren wollte. Das ging eindeutig über meine Kräfte.

»Rosh, Mensch, wir haben uns ja ewig nicht gesehen! Du siehst toll aus ... und dünn bist du geworden ... Wahnsinn. Ich freue mich!« Nina ging sichtlich auf in der Rolle der überschwänglichen und gut gelaunten Freundin, die sich *wahnsinnig* freute.

Am Arsch, dachte ich. Du hast dich ein beschissenes halbes Jahr lang nicht ein einziges Mal bei mir gemeldet.

»Tja.« Ich gab mir Mühe, mein Lächeln nicht allzu gequält und meine Stimme nicht gekünstelt klingen zu lassen, auch wenn sie sich irgendwie schrill anhörte. »Ich nenne es ›die Trennungsdiät‹. Damit wirst du ruckzuck zehn Kilo los!« Na ja, eigentlich waren es nur neun gewesen. An dieser Stelle jedenfalls bitte fröhlich lachen – nein, das klang eher nach einer Kettensäge. Zumindest reichlich hysterisch. Ich musste hier weg.

Aber Nina drehte nun richtig auf. Nach einer Schrecksekunde, in der sie verstummte, weil ich das Wort »Trennung« in den Mund genommen hatte, fuhr sie übergangslos fort, mich mit einem Wortschwall zu überschütten. *Verlegenheitsgequatsche* hätte ich es an einem besseren Tag vermutlich genannt, aber heute widerte mich ihr demonstrativ munteres Geplauder einfach nur an. Ihr Mann Jannik stand die ganze Zeit stumm daneben und tat so, als sähe er mich zum ersten Mal. Jedenfalls hätte er nicht teilnahmsloser sein können.

Nach einigen schier endlosen Minuten, angefüllt mit belanglosem Blabla und einsilbigen Antworten meinerseits, war ich erlöst.

»Wir müssen dann auch weiter. War schön, dich zu sehen, Rosh. Bis bald mal wieder. Tschüss!« Nina winkte mir leutselig zu und zog mit einem sichtlich erleichterten Jannik im Schlepptau von dannen. Ich wusste nicht, ob ich kotzen oder in Tränen ausbrechen sollte, und sah zu, dass ich zu meinem Auto kam.

Nach dieser Begegnung war ich mal wieder in absoluter Selbstmordstimmung. Ich wuselte durch die zweieinhalb ebenerdigen Zimmer des Minihauses, durch dessen alte Holzfenster die Sonne hereinschien, und heulte vor mich hin. Das ging prima nebenbei, während ich die Einkäufe verstaute, meine restlichen Bücher aus den Umzugskartons in die Regale im Wohnzimmer räumte, das Bett frisch bezog und dabei Billy Talent auf voller Lautstärke hörte.

Diese Arschlöcher ... nicht Billy Talent, sondern Nina und Janik. Erst scherten sie sich über Monate einen Dreck darum, ob ich lebte oder am nächsten Baum hing, und dann führte Nina eine Schmierenkomödie der Wiedersehensfreude auf. Mit keinem Wort hatte sie Marco oder seinen Auszug erwähnt, obwohl sie natürlich genau darüber Bescheid wusste. Mich hatte sie nicht mal gefragt, wie es mir ging oder wo ich jetzt wohnte. All die Monate nicht ein Anruf, nicht mal eine Textnachricht. War es Feigheit? Oberflächlichkeit? Oder, noch schlimmer, totale Gleichgültigkeit?

Der Gedanke tat weh – so weh, dass ich mich hinsetzen musste. Noch eine bittere Pille, die ich zu schlucken hatte, ob ich wollte oder nicht. Was hatte ich noch nicht mitgekriegt in den letzten Jahren? Was in aller Welt stimmte nicht mit mir?

Abends im Pub hätte ich liebend gern Sean mein Leid geklagt, aber der hatte alle Hände voll zu tun, weil die Kneipe bis auf den letzten Platz besetzt war. Der Abend war schon ziemlich weit fortgeschritten, als er sich schließlich für eine kurze Pause zu mir ans Ende der Bar setzte.

»Okay, Lass. Was ist los? Du siehst nicht gerade glücklich aus.«

Lass war die irische Koseform für »Mädchen«. Es war nett von ihm, mich so zu nennen, aber mich konnte gerade rein gar nichts

aufheitern.

Er leerte ein Glas Cola in großen Zügen und wischte sich mit dem Handrücken über die verschwitzte Stirn. Seine rotblonden Haare, die er halblang trug, wirkten ein wenig zerzaust.

»Irgendwas ist passiert. So gut kenne ich dich mittlerweile.«

»Ach, nichts Dramatisches. Ich habe beim Einkaufen bloß Nina und Jannik getroffen. Mit denen waren wir früher ... also, das sind Freunde von Marco und mir. Oder zumindest dachte ich, dass sie das wären«, grollte ich und rührte schlecht gelaunt in meinem alkoholfreien Cocktail. Kein Wodka mehr für Róisín, oh nein! Davon hatte ich in der jüngeren Vergangenheit einfach zu viel konsumiert.

Sean musterte mich aufmerksam. »Und das nimmt dich so mit? Oder haben sie sich blöd verhalten?«

Ich schilderte ihm Ninas Auftritt in Kurzform und hätte schon wieder heulen können. Sean sah mich mitfühlend an. »Lass dich doch von solchen Luftpumpen nicht runterziehen. Scheiß drauf, hörst du? Wahrscheinlich sind sie völlig überfordert mit der Situation und wissen nicht, wie sie sich verhalten sollen. Vergiss sie einfach. Du hast genug richtige Freunde.«

Er schenkte sich noch ein Glas Cola ein. Ich schwieg, während ich über seine Worte nachdachte. Vermutlich hatte er recht, aber das machte es irgendwie nicht besser.

»Übrigens ...« Sean rülpste ungeniert und fuhr sich durch die Haare, um dann direkt mit der Tür ins Haus zu fallen. Das war so seine Art. »Was hältst du davon, mir hier im Pub zu helfen? Nur so an ein, zwei Abenden in der Woche. Mir ist heute schon die zweite Aushilfe abgesprungen, die machen mich noch wahn-sinnig ... und du könntest dringend Ablenkung vertragen. Hier kommst du garantiert auf andere Gedanken.«

Sein Lachen klang ein bisschen unheilverkündend, aber viel-

leicht bildete ich mir das auch bloß ein.

»Hä? Ich soll für dich arbeiten? Kellnern, meinst du?«

»Kellnern, an der Theke stehen, was so anfällt. Los, gib dir einen Ruck. Ich kann dir kein Staatsgehalt zahlen, aber das Trinkgeld kannst du behalten. Wirst bestimmt reichlich kriegen. Die Tresenschlampe steckt dir doch im Blut.« Diesmal lachte er lauter und obendrein noch ziemlich unverschämt. Ich versetzte ihm einen Stoß, sodass er fast von seinem Hocker fiel. Und damit war die Sache eigentlich abgemacht.

Ich würde also für Sean arbeiten. Na schön, warum nicht? Das mit der Ablenkung war ein Argument. Der Extraverdienst sowieso. Außerdem wurde ich den Verdacht nicht los, dass ich mit diesem Job irgendwie meine Vorsehung erfüllte, denn nicht nur Sean hatte eine Affinität zu irischen Pubs. Und das wusste er natürlich ganz genau.

Dass er in Wirklichkeit Sven hieß und gebürtiger Ostfrieser war, hatte ich ja schon erwähnt. Mit Ende zwanzig hatte er von heute auf morgen alles hingeschmissen, war nach Irland gegangen und dort fast zehn Jahre lang geblieben. Er hatte in der Gastronomie und im Hotelwesen gearbeitet und war im ganzen Land herumgekommen.

Der Grund, aus dem er überhaupt in seine alte Heimat zurückkehrte, war eine Erbschaft gewesen. Der jüngere Bruder seines längst verstorbenen Vaters war einem Krebsleiden erlegen und hatte Sven und seinen Geschwistern diverse Immobilien vermacht, darunter ein Hotel und mehrere Ferienhäuser, was an der ostfriesischen Küste einer Art Goldgrube gleichkam.

Abgesehen vom Minihaus, das, wie ich erst später erfuhr, das Geburtshaus seines Vaters war, hatte Sven seine Anteile nach kurzer Zeit an seine beiden Brüder verkauft und sich eine Eigentumswohnung direkt am Wasser geleistet. Dann hatte er sich die alte

Bahnhofs-kneipe des Ortes vorgenommen und sie mit viel Liebe und Geld in einen Pub verwandelt, der den Vergleich mit irischen Originalen nicht zu scheuen brauchte. Als ich das ihm gegenüber einmal erwähnte, platzte er fast vor Stolz.

Mein letzter Besuch in Irland war zwar schon fünfzehn Jahre her – ich war damals knapp zwanzig gewesen und hatte mir eingebildet, ich könnte meinen Vater dazu bringen, von meiner Existenz Notiz zu nehmen -, aber ich hatte genügend Pubs von innen gesehen, um das beurteilen zu können. Vor allem den meiner Großeltern väterlicherseits. In einem abgelegenen Nest im Nordwesten Irlands, direkt am berühmten »Wild Atlantic Way«, führten sie O'Reilly's in der gefühlt fünfzigsten Generation. Damit lag mir das Kneipengeschäft sozusagen offiziell in den Genen.

Als ich Sven von alledem erzählte, war er baff. Von diesem Tag an war ich seine Verbündete. Er vertraute mir an, dass er sich Sean nannte, um als Pubbesitzer authentischer zu wirken. Da wir in einem Küstenort wohnten, wurde der Pub besonders im Sommer von vielen Touristen besucht, die sich beeindruckt zeigten, wenn sie von einem vermeintlich echten Iren bedient wurden. Unnötig zu erwähnen, dass der Laden brummte.

Und weil es so naheliegend war, ging ich selbst dazu über, Sven Sean zu nennen. Dass er nicht wirklich so hieß, hatte ich schon fast vergessen.

Angesichts all unserer Gemeinsamkeiten wunderte es mich kein bisschen, dass er und ich uns so gut verstanden. Wir teilten sogar den seit Langem nicht mehr vorhandenen Vater, auch wenn seiner unfairerweise tot war und meiner quicklebendig. Arschlöcher lebten eben länger.

Kapitel 2



Sean und ich vereinbarten, dass ich an jedem Freitagabend im Pub aushelfen würde und nach Bedarf auch an Sonntagen, an denen manchmal ziemlich viel Betrieb herrschte. Diese ein bis zwei Abende in der Woche reichten mir, denn schließlich ging ich von Montag bis Freitag □ noch einer »geregelten« Beschäftigung nach. Ich arbeitete in der Kundenbetreuung eines größeren Unternehmens, das Kunststoffe recycelte. Ein nur bedingt spannender Job, um den ich dennoch froh war, denn schließlich konnte ich mir so das Minihaus, die Katzen und ein paar andere Annehmlichkeiten leisten. Für große Sprünge reichte es nicht, aber ehrlich gesagt war mir das auch nicht so wichtig. Schon gar nicht, seit ich nach dem Ende meiner Ehe oft genug einfach nur darum kämpfte, am Leben zu bleiben.

Die Arbeit im Pub würde mich auf andere Gedanken bringen und mir ein bisschen zusätzliches Geld verschaffen, und das war alles, worauf es ankam. Vielleicht konnte ich in nicht allzu ferner Zukunft sogar einen Urlaub einplanen – darauf hatte Sean mich gebracht.

»Du hast überhaupt kein Selbstvertrauen. Was du brauchst, ist Veränderung. Andere Leute, andere Orte. Du musst wieder Abenteuer erleben, Sachen ausprobieren«, beschwor er mich. »Nur so kommst du dauerhaft aus dem Tief raus!«

Eine neue Aufgabe zu haben, war zumindest schon mal ein gutes Gefühl. Voller Enthusiasmus und getrieben von dem Gedanken *Alles auf Anfang*, ging ich am Tag vor meinem ersten

Arbeitseinsatz im Pub spontan zum Friseur. Seans Worte hatten bei mir irgendwie einen Schalter umgelegt, und nun wollte ich meine schulterlangen schwarz-braunen Naturlocken loswerden. Was mir vorschwebte, war ein streichholzkurzer Pixie. Ich brannte auf einen radikalen Wechsel ohne Kompromisse.

Der Friseur, ein bildhübscher Italiener namens Toni, war zunächst entsetzt, als ich ihm mein Anliegen vortrug, und versuchte mich zu einer entschärften Variante zu überreden. »Wie wäre es mit einem kinnlangen Bob, was meinst du?«

»Nein, danke. Ich möchte es kurz. Richtig kurz.« Dass ich mich so strikt weigerte, von meiner Idee abzulassen, lag nicht daran, dass ich restlos von ihr überzeugt war. Nein, es war reine Sturheit. Ich wollte mich nicht mit halben Sachen zufriedengeben, verdammt noch mal.

Toni seufzte tief, als er merkte, dass er mich nicht von meinem Vorhaben abbringen konnte. »Aber ich übernehme keinerlei Verantwortung«, sagte er giftig, bevor er ans Werk ging. Ich schloss die Augen und ließ ihn einfach machen. Als er »Fertig!« brummte, schwante mir Böses.

Tatsächlich blieb mir beim ersten Blick in den Spiegel die Luft weg, aber dann war ich begeistert. Selbst Toni grinste breit, als er mir mit dem Handspiegel zeigte, wie kurz er mein Haar am Hinterkopf geschnitten hatte. »Tut mir leid, ich habe mich im ersten Moment von deinen tollen langen Locken blenden lassen. Aber du hast die perfekte Schädelform für eine Kurzhaarfrisur«, schwärmte er und klang mit einem Mal wie ausgewechselt. Fast wie ein Forensiker. »Je kürzer, desto besser. Macht einen ganz anderen Typ aus dir und bringt dein schönes Gesicht zur Geltung.«

Mein schönes Gesicht? Hui, das wurde ja immer besser.

»Es ist fantastisch geworden«, stieß ich atemlos hervor. »Vie-

len Dank!«

Endlich sah ich nicht mehr aus wie die typische Vorzeige-Irin: dunkle Wallemähne, blaue Augen, helle Haut mit Sommersprossen. Die neue Róisín wirkte nicht mehr angepasst und bieder, sondern irgendwie ... entschlossener. Tougher. Geheimnisvoll. Das gefiel mir.

Bei meiner ersten Freitagsschicht wollte ich mich rundherum wohlfühlen und verwendete deshalb besonders viel Sorgfalt auf mein Äußeres. Ich duschte lange, rasierte mich und benutzte beim Schminken reichlich grauen Lidschatten zur üblichen Mascara. Meinen neuen Haarschnitt brachte ich mit ein bisschen Wachs in Form und zog dann meine neue Arbeitsuniform an: Jeans und ein schwarzes T-Shirt mit dem Logo des Pubs. Das war schlicht und praktisch, zumal ich dazu bequeme schwarze Sneakers tragen konnte. Aus früherer Erfahrung wusste ich, dass so ein Abend verdammt lang werden konnte, vor allem, wenn man das Stehen und Laufen nicht gewohnt war.

Mit einem letzten Blick in den Spiegel vergewisserte ich mich, dass alles saß, wie es sollte. Mir fiel auf, dass meine hellen Augen einen auffälligen Kontrast zu den nunmehr rabenschwarzen Haaren bildeten, die Toni nach dem Schneiden noch liebevoll gefärbt hatte. Da ich mir außerdem Smokey Eyes geschminkt hatte, sah ich geradezu verrückt aus. Na gut, vielleicht nicht verrückt, aber zumindest längst nicht so brav wie gewöhnlich. Hmm. Mein Friseurbesuch hatte sich definitiv gelohnt. Ich war Sean für seine kleine Motivationskur wohl ein Dankeschön schuldig.

Sean starrte mich an, als sei ich der Weihnachtsmann höchstpersönlich, als ich eine halbe Stunde vor Arbeitsbeginn im Pub eintraf.

»Alter, was ist denn mit dir passiert? Ich hätte dich fast nicht erkannt. Wow, also ... wow!« Mehr schien ihm erst mal nicht ein-

zufallen.

Ich grinste frech. »Du hast mir doch selbst gesagt, dass ich Veränderung brauche. Dein Wort war mir Befehl, großer Meister!«

»Ähh, ja, also, die Überraschung ist gelungen«, stammelte er und wurde tatsächlich rot. »Ich find's schon ziemlich geil. Steht dir, echt. Ist nur so ... anders.«

»Das war der Sinn der Sache«, schnurrte ich, höchst zufrieden mit seiner Reaktion, und warf meine Tasche in eine Ecke hinter der Theke. »Und jetzt zeig mir, was ich wissen muss.«

Offenbar kam meine neue Frisur nicht nur bei Sean gut an. Am Ende meines ersten Abends als »Barschlampe« war ich müde, aber glücklich. Die Arbeit war zwar anstrengend gewesen, aber sie hatte Spaß gemacht, und ich hatte reichlich Trinkgeld eingeheimst, wie Sean vorausgesagt hatte; dazu viele Komplimente von den überwiegend männlichen Gästen. Es war auch eine Frau da gewesen, um die vierzig, unscheinbares Äußeres, die allein an einem Tisch gesessen und mich den ganzen Abend beobachtet hatte. Irgendwann, als ich ihr ein weiteres Bier servierte, schob sie mir einen Zettel über den Tisch und raunte mir zu: »Du bist neu hier, oder? Ich steh total auf deine Frisur, du. Voll geil. Wenn du Bock hast, lass uns mal treffen ...«

Ich lächelte so freundlich wie möglich und machte, dass ich wegkam. Den Zettel, der wahrscheinlich ihre Telefonnummer enthielt, ließ ich liegen. Sean verging fast vor Lachen, als ich ihm davon erzählte, und juchzte: »Das hast du jetzt davon, wenn du dir einen Lesbenhaarschnitt verpassen lässt!«

Hach ja. Wie liebenswürdig mein neuer Chef doch war. Und politisch so korrekt! Ich konnte mein Glück kaum fassen.

Mehr unter <https://forever.ullstein.de/>